

# INHALT

## *Beiträge*

Bernhard Blohm Wirtschaftsjournalismus – ein Beruf für Akademiker . . . . .	5
Abraham Bar Menachem Marksteine für Recht und Gerechtigkeit aus der Bibel: Gleichheit – Freiheit – Brüderlichkeit . . . . .	15
Helmut Berding Judenpogrom in Deutschland: Die „Reichskristallnacht“ am 9. November 1938	23
Jost Benedum Robert Sommer (1864–1937): Der volkstümliche Gießener Geheimrat . . . . .	33
Günter Cleffmann Biologie der Zellteilung . . . . .	43
Klaus Weigelt Markt – Ethik – Gerechtigkeit . . . . .	53
Christian Giese Von der Vieharzneykunst zur Veterinärmedizin . . . . .	65
Michael Hüther Ernst Günther, Friedrich Lenz, Paul Mombert oder der Aufbruch der Gießener Nationalökonomie zur modernen Universitätswissenschaft . . . . .	77
Jost Benedum Georg Gaffky (1850–1918) und die Gründung des Gießener Lehrstuhls für Hygiene im Jahre 1888 . . . . .	91
<i>Biographische Notizen</i> . . . . .	95

---

**Wir danken allen Firmen,  
die unsere Förderbemühungen  
durch Anzeigenaufträge unterstützen.**

**Unsere verehrten Leser bitten wir,  
die Anzeigen zu beachten.**

---

*Inserate:* Bad Salzhausen, Bezirkssparkasse Gießen, Deutsche Bank, Dresdner Bank, Gail, Ihring Melchior, Volksbank Gießen



**Bernhard Blohm**

## **Wirtschaftsjournalismus – ein Beruf für Akademiker\***

Wirtschaft ist als akademische Disziplin eine verhältnismäßig junge Wissenschaft. Es herrscht wohl allgemeiner Konsens darüber, daß man den Beginn der wissenschaftlichen Nationalökonomie mit dem Wirken des geistigen Urvaters aller Volkswirte, mit Adam Smith, festsetzt. Sein Mitte des 18. Jahrhunderts erschienenes Werk *An Inquiry into the Nature and the Cause of the Wealth of Nations* wird gemeinhin als das erste Lehrbuch der modernen Volkswirtschaftslehre bezeichnet. Erst im nächsten Jahrtausend können wir den 250. Geburtstag der Nationalökonomie feiern. Da ist im Vergleich zu anderen Wissenschaften, etwa der Medizin, Philosophie oder der Theologie, gewiß kein besonders beeindruckendes Datum.

Journalismus, insbesondere Wirtschaftsjournalismus, ist als Wissenschaft noch viel jünger als die Nationalökonomie. Man kann wohl mit Fug und Recht behaupten, daß die Eierschalen, aus denen dieses akademische Wesen gekrochen ist, noch nicht einmal ganz trocken sind.

Zwar gibt es hier und da Versuche, die wissenschaftlichen Anfänge des Wirtschaftsjournalismus möglichst weit in die Vergangenheit zu befördern – Karl Marx und seine Redakteurstätigkeit bei der „Rheinischen Zeitung“ in Köln sind dafür ein beliebtes Beispiel –, aber das sind wohl eher mißlungene Versuche, um dem Wirtschaftsjournalismus etwas akademische Patina zu geben.

Im allgemeinen ist es heute noch so, daß wissenschaftlicher Wirtschaftsjournalismus von manchen als Spinnerei abgetan wird. Bei vielen Praktikern, bei Redakteuren – aber auch bei manchem Verleger – findet man die Meinung, die dem Wirtschaftsjournalismus die Eignung als wissenschaftliche Disziplin abspricht.

Die Heinrich von Kleist zugeschriebene Bemerkung, daß es Aufgabe der Journalisten sei, über das Leben und die mannigfaltigen Ereignisse in demselben zu berichten, wird von so manchem Praktiker als Beleg dafür herangezogen, daß der Journalist außer einem hellen Verstande und einem wachen Auge nichts weiter brauche, um seiner Aufgabe gerecht werden zu können.

Am Anfang meiner journalistischen Tätigkeit habe ich des öfteren erlebt, daß meine akademische Ausbildung eher als ein Hindernis für meinen Berufswunsch betrachtet wurde. Das Wort „überqualifiziert“ ist jedenfalls bei verschiedenen Gesprächen mit Kollegen, aber auch mit Politikern und Managern von Banken und Unternehmen doch einige Male gefallen. Und mehrmals lag dabei die unausgesprochene Frage in der Luft: „Warum werden Sie bei Ihrer Ausbildung denn nicht was Ordentliches?“

Meine feste Überzeugung ist es hingegen, daß der Wirtschaftsjournalist auf längere Sicht ohne eine solide akademische Ausbildung den an ihn zu stellenden Anforderungen nicht gerecht werden kann. Unter akademischer Ausbildung verstehe ich die „normale“ Ausbildung in Volks- und Betriebswirtschaftslehre, aber zugleich auch

---

\* Vortrag anlässlich der Besetzung der Professur für Wirtschaftsjournalismus, gehalten am Fachbereich Wirtschaftswissenschaften in Gießen.

eine Grundausbildung in Wirtschaftsjournalismus, die sich nicht nur im Erlernen des journalistischen Handwerks erschöpft.

Um zu wissen, wie groß ein Punkt oder vier Cicero sind, oder was der Unterschied zwischen einer Glosse und einem Bericht ist, muß man gewiß nicht studieren. Dieses journalistische Handwerkszeug lernt man am besten in der Praxis und nicht in der Studierstube. Aber es gibt viele, und aus fundamentaler Sicht zugleich wichtigere Bereiche, die heute bei der Ausbildung der Wirtschaftsjournalisten meines Erachtens viel zu kurz kommen und die, wie ich meine, an einer Universität erörtert und gelehrt werden sollten. Ich will versuchen, dies im Laufe meines Vortrages zu begründen, indem ich Ihnen anhand von praktischen Beispielen, realen Ereignissen und auch anhand von einigen theoretischen Fragestellungen zweierlei bieten möchte: Ich möchte Ihnen Einblicke in die Tätigkeit des Wirtschaftsjournalisten bieten und dabei zugleich die Notwendigkeit eines akademischen Wirtschaftsjournalismus aus meiner Sicht darstellen.

In den Wirtschaftswissenschaften – sowohl in der Nationalökonomie als auch in der Betriebswirtschaftslehre – hat sich in den vergangenen Jahrzehnten ungemein viel getan. Ich will hier nur an den Aufstieg und den Niedergang des keynesianischen Systems in der Wirtschaftspolitik in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die frühen siebziger Jahre erinnern und an den Siegeszug monetaristischer Gedanken bis Mitte der achtziger Jahre.

Jetzt, so scheint es, liegen in der wirtschaftswissenschaftlichen Diskussion wieder zwei andere Sachgebiete im Aufwind. Es ist bemerkenswert, wie zum Beispiel die aktuelle Inflationsdiskussion zumindest von wissenschaftlicher Seite jetzt wieder auf der Basis mikroökonomischer Ansät-

ze geführt wird. Nun wird von Lohn-Preis-Spiralen, von Verteilungskonflikten auf nationaler und internationaler Ebene geredet, über Rohstoffpreise und Kapazitätsauslastungen in der Industrie, wenn es darum geht, das Inflationspotential in den Industrieländern zu eruieren. Ich halte das für einen bemerkenswerten Wandel in der wissenschaftlichen Diskussion der vergangenen Jahre. Man könnte ihn mit dem Wechsel vom Monetarismus zur Mikroökonomie bezeichnen. Nur, dieser Wechsel wurde allerdings von den meisten Journalisten bisher nur in Ausnahmefällen registriert.

Eine Bestätigung für diese These kann beinahe täglich in den Berichten und Kommentaren in den Tageszeitungen über die Geldmengenentwicklung hier bei uns und in den anderen Industrienationen gefunden werden. Die über die vorgegebenen Ziele „hinausschießenden“ Geldmengen sind dort jedenfalls noch immer das die Inflationsdiskussion beherrschende Thema.

Mindestens ebenso bemerkenswert erscheint mir die in den vergangenen drei, vier Jahren in Gang gekommene wissenschaftstheoretische Diskussion über das Wesen unserer marktwirtschaftlichen Ordnung. Stichworte hierzu sind die Vertragstheorie, der sogenannte *Property-Rights*-Ansatz und die Diskurstheorie, die als Rechtfertigungstheorie für marktwirtschaftliche oder im letzteren Fall möglicherweise auch für andere Gesellschaftssysteme aufgefaßt werden können.

Und in diesem Zusammenhang haben fast zwangsläufig vor allem wirtschaftsethische Fragen, Fragen nach dem Sein-Sollen unserer Wirtschaftsordnung wieder an Bedeutung gewonnen. Anlaß dafür sind sicherlich Entwicklungen in unseren Gesellschaften, die mit den Begriffen Umwelt, Verschwendung nicht erneuerbarer Ressourcen, Dritte Welt und internatio-

nale Schuldenkrise beschrieben werden können. Das rapide Wachstum der Protestgruppen in den Gesellschaften der Industrieländer muß in diesem Zusammenhang ganz sicher auch genannt werden.

Es ist eine notwendige Diskussion, die in Gang gekommen ist und der man sich auch nicht mit dem spöttischen Hinweis entziehen kann, daß die Wirtschaftstheorie nun wohl wieder bei den alten Griechen angelangt sei. Die griechischen Philosophen, wie zum Beispiel Aristoteles, haben sich in der Tat vornehmlich mit ethischen Fragen beschäftigt, wenn sie über die damalige Wirtschaft nachdachten. Sie diskutierten etwa Fragen der ethischen Rechtfertigung der Sklaverei und die Grundsätze der Behandlung der Sklaven.

Darüber müssen wir heute gewiß nicht mehr diskutieren, aber eine Ausrichtung der Wirtschaftstheorie am sogenannten magischen Viereck der Wirtschaftspolitik genügt heute den Anforderungen, die die Gesellschaft an die Wirtschaftswissenschaften stellt, wohl nicht mehr.

Dieser Diskussion kann und sollte sich meines Erachtens auch der Wirtschaftsjournalismus als wissenschaftliche Disziplin nicht entziehen. Journalismus und Ethik zum Beispiel sind ein Problemkomplex, den es aus wissenschaftlicher Sicht noch aufzuarbeiten gilt. Die äußerst lebhaft geführten wirtschaftsethischen Diskussionen zwischen Vertragstheoretikern und Anhängern des "Property-Rights"-Ansatzes auf der einen und den Vertretern der Diskurstheorie auf der anderen Seite bieten jedenfalls auch für den Wirtschaftsjournalismus als wissenschaftliche Disziplin reizvolle Ansätze, um über die Frage zu diskutieren, was und wie der Wirtschaftsjournalismus sein soll.

Heute diskutiert man dies allenfalls unter den Schlagworten von Anstand und Mo-

ral, oder man legt diese Fragen unter Hinweis auf den Verlegerwillen einfach ad acta. Das ist ganz offensichtlich eine sehr willkürliche und damit unwissenschaftliche Behandlung des Themas.

Nein, die Frage nach den Normen und der Handlungsmotivation journalistischer Tätigkeit – also die Frage nach dem Wesen des Wirtschaftsjournalismus – muß systematisch im Rahmen eines gesellschaftsökonomischen Theorieansatzes analysiert werden, wenn man zu nachvollziehbaren und diskussionswürdigen Erklärungsmodellen des Wirtschaftsjournalismus gelangen will.

Es ist gewiß keine unsinnige Gedankenpielerei, wenn man einmal hinterfragt, was etwa die Vertragstheorie für das Wesen des Wirtschaftsjournalismus bedeutet, was diese Theorie zur wirtschaftsjournalistischen Forschung beitragen kann. Man muß sicherlich keine großen gedanklichen Verrenkungen anstellen, um das wirtschaftsjournalistische Pendant zu dem in der Vertragstheorie vorherrschenden Effizienzkriterium in einem objektiven Journalismus zu sehen. Die begründende Norm dafür ließe sich analog zum vertragstheoretischen Ansatz unschwer aus dem 8. Gebot ableiten: „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider Deinen Nächsten.“

Aber was bedeutet objektiver Journalismus in einer Welt unvollkommener Information, und was bedeutet das Wettbewerbsprinzip auf dem Medienmarkt für den Wirtschaftsjournalismus? Was bedeutet die Forderung nach einem objektiven Journalismus für den sich steigender Beliebtheit erfreuenden sogenannten *investigative journalism*, der ganz gezielt, anhand weitgehend subjektiver Kriterien, nach Aufklärung von tatsächlichen oder vermeintlichen Mißständen in Wirtschaft und Gesellschaft sucht? Kann es vertrags-

theoretisch überhaupt eine Rechtfertigung für "investigative journalism" geben?

Manch einer mag dies doch für sehr akademische Fragen halten, aber sie haben in Wahrheit einen eminenten realen Bezug. Ich will hierfür ein Beispiel geben: Wie in vielen anderen Dingen, so sind die Vereinigten Staaten auch im Wirtschaftsjournalismus dem Rest der Welt um einiges voraus. Es ist meines Erachtens allenfalls die Hälfte der Wahrheit, wenn man die Entwicklung im amerikanischen Journalismus, auch im Wirtschaftsjournalismus, die ich kurz skizzieren will, nur dem Ehrgeiz einzelner Journalisten oder dem Wettbewerb auf dem Medienmarkt zuschreibt. Um eine Nachricht, eine News – wenn möglich eine Exklusivmeldung – zu erhalten, schwirren dort Kollegen aus und fragen solange so viele Leute, bis sie ihre News aus den Statements der Befragten im wahrsten Sinne des Wortes zusammenbasteln können. Daß dabei manch einer in einem Kontext zitiert wird, der diametral der von ihm vertretenen Meinung entgegensteht, stört meine amerikanischen Kollegen keineswegs. Ein Beispiel: Auf der Frühjahrstagung des Währungsfonds und der Weltbank 1988 in Washington versuchten die amerikanischen Kollegen herauszufinden, ob die transatlantischen Störungen zwischen den Vereinigten Staaten und Europa respektive der Bundesrepublik noch bestünden. Die Nachricht, daß diese offensichtlich nicht mehr bestehen, war für meine amerikanischen Kollegen offenbar keine „News“. Also fragten sie solange beim damaligen amerikanischen Finanzminister James Baker, beim amerikanischen Notenbankpräsidenten Alan Greenspan, bei deren bundesdeutschen Amtskollegen Gerhard Stoltenberg und Karl-Otto Pöhl und bei allen möglichen und vorhandenen Politikern und Zentralbankgouverneuren nach.

Ziel dieser Bemühungen: Den Dissens zwischen den Regierungen der Partnerstaaten festzumachen, wie es in der Sprache der Journalisten heißt. Es mußte nur wenigstens ein Halbsatz von einem Befragten gefunden werden, der in einem gewissen Widerspruch zu den Äußerungen der anderen gesehen werden könnte.

Der Leidtragende dieses Treibens war diesmal einer, der im Umgang mit Journalisten eigentlich besonders geübt ist: Bundesbankpräsident Karl-Otto Pöhl, in früheren Jahren war er selbst einmal Redakteur beim damaligen „Volkswirt“, dem Vorläufer der heutigen „Wirtschaftswache“.

Pöhl wurde am nächsten Tag in der Presse mit der Bemerkung zitiert, die Amerikaner sollten mehr für die Verteidigung des Dollar-Wechselkurses tun, die Bundesrepublik hätte in diesem Jahr schon mehr als zehn Milliarden Mark dafür eingesetzt.

Was hatte Pöhl damals wirklich gesagt? Auf die Frage eines amerikanischen Kollegen über die währungspolitische Zusammenarbeit zwischen den größten Industrienationen erklärte Pöhl, daß diese in den vergangenen Monaten hervorragend funktioniert habe – ganz dem Geist des sogenannten Louvre-Abkommens vom Februar vorigen Jahres in Paris entsprechend. Und in diesem Zusammenhang halte er es für wichtig, daß auch die Amerikaner ihr damaliges Versprechen, an Devisenmarkttransaktionen der Notenbanken mit eigenen Mitteln teilzunehmen, festhielten. Bisher hätten sie das noch nicht so ausgeprägt getan, weil es auch noch nicht so notwendig gewesen sei.

Aus diesem verhängnisvollen Satz und dem zuvor von Pöhl genannten Interventionsbetrag der Bundesbank konstruierten die amerikanischen Kollegen dann die zitierte Nachricht, daß der deutsche Bundesbankpräsident die Amerikaner auffordere, künftig mehr für die Stabilität des

Dollarkurses zu tun. Und sie konstruieren dabei zugleich einen neuen transatlantischen Dissens, denn natürlich hatten Baker und Greenspan – in völliger Übereinstimmung mit allen anderen Beteiligten – gesagt, daß sie derzeit keine Veranlassung sähen, verstärkt an den Devisenmärkten zu intervenieren.

Tatsächlich mußte Pöhl in Washington eilends eine Pressekonferenz einberufen, um diese im „Wall Street Journal“, in der „Washington Post“ und im Fernsehen veröffentlichte absurde Meldung zu korrigieren. Das hat mit Journalismus, wie ich ihn verstehe, nichts mehr zu tun.

Aber wie kann man solche Entwicklungen im Wirtschaftsjournalismus korrigieren oder verhindern, wenn man angehenden Journalisten nicht ein Gerüst oder einen Orientierungsrahmen gibt, an dem sie ihre Arbeit ausrichten können? Das ist gewiß keine Gleichschaltung der Journalisten, wohl aber die Suche nach einer mit unserer Gesellschaftsordnung vertretbaren Rechtfertigungslehre für den Wirtschaftsjournalismus.

Allerdings ist es kein Geheimnis, daß eine solche normative Diskussion bei manchem Wirtschaftswissenschaftler auf Ablehnung stößt. Aber auch, wenn man den Komplex Wirtschaft und Journalismus auf einer funktionalen Ebene betrachtet, ergeben sich reizvolle Perspektiven für eine wissenschaftliche Analyse. Bei einer funktionalen Betrachtung des Wirtschaftsjournalismus muß man ohne Zweifel davon ausgehen, daß dieser sich, wie auch alle anderen Bereiche einer Volkswirtschaft, grundsätzlich den Regeln einer freiheitlichen, demokratischen und marktwirtschaftlichen Ordnung zu unterwerfen und diese zu respektieren hat. Das wird mit Sicherheit von der großen Allgemeinheit akzeptiert, aber es beantwortet nicht die Frage, warum es die Spezies Wirtschaftsjournalismus überhaupt gibt?

Ich will hier eine Parallele ziehen, von der ich nicht weiß, ob sie nicht von irgend jemanden schon gezogen wurde. Aber ich will dennoch ein paar Bemerkungen dazu machen: Die Funktion des Journalismus, oder besser eine Ökonomie des Journalismus, könnte beispielsweise genauso entwickelt werden wie die Funktion oder die Theorie des Geldes in der Volkswirtschaft.

Die gemeinhin genannten Funktionen des Geldes: Recheneinheit, Tausch- und Wertaufbewahrungsmittel werden in der Theorie des Geldes als Begründung dafür herangezogen, daß es Geld überhaupt gibt. In Analogie zu den Funktionen des Geldes könnte man auch eine Funktion des Wirtschaftsjournalismus entwickeln. Diese wäre dann wohl mit effizienter Informationsvermittlung zu bezeichnen. Die Existenz des Wirtschaftsjournalismus in einer Volkswirtschaft wäre dann damit begründet, daß er die Informations- und Transaktionskosten der wirtschaftlich handelnden Subjekte einer Volkswirtschaft verringert. Die Einführung des effizienten Wirtschaftsjournalismus ermöglichte also gewissermaßen ein höheres Wachstum der Volkswirtschaft.

Auch hier stellt sich die Frage, ob der Wirtschaftsjournalismus diese Aufgaben erfüllen kann, wenn in der Realität unvollkommene Information vorherrscht oder – noch deutlicher gesagt – wenn Handlungsspielräume aufgrund von wenigstens kurzfristigen Informationsmonopolen bestimmter Wirtschaftssubjekte gegeben sind?

Daß auch dies keine akademische Gedankenspielerei ist, wird schnell klar, wenn man eine Schlußfolgerung aus einer solchen rudimentären Ökonomie des Wirtschaftsjournalismus zieht: Was bedeutet das für das Qualitätsprofil eines Wirtschaftsjournalisten? Reicht es aus – um noch einmal auf Heinrich von Kleist zu-

rückzukommen –, wenn er unter diesen Bedingungen nur einen hellen Verstand und ein waches Auge hat? Sind diese gewiß notwendigen auch die hinreichenden Bedingungen für einen Wirtschaftsjournalisten in der heutigen Zeit?

In diesem Zusammenhang ist ein Vorfall interessant, der Anfang der siebziger Jahre zwar nicht für gewaltige Schlagzeilen, intern – im Kollegenkreis und bei den Betroffenen – jedoch für heftigen Wirbel sorgte. Damals erfuhren zwei Kollegen von einer großen Schieflage eines großen deutschen Kreditinstitutes im Devisenhandel. Sie veröffentlichten einen entsprechenden Bericht in einer wirtschaftlichen Wochenzeitschrift. Sachlich war der Bericht korrekt, aber die Folgen der Veröffentlichung waren für die Bank verheerend. Dem Institut wurden die Kreditlinien im Geld- und Devisenhandel von anderen Banken gekündigt. Die unbestreitbar vorhandene, aber kontrollierte Krise drohte so in eine unkontrollierbare, die Existenz des Instituts gefährdende Krise auszuarten. Der große Knall wurde damals vermieden. Letztlich mußte der für den Devisenhandel zuständige Vorstand seinen Hut nehmen, die Zeitschrift setzte die beiden Redakteure an die Luft und ging wenig später in neue Eigentümerhände über.

Wie muß man diesen Vorfall bewerten? Haben die beiden Kollegen damals richtig gehandelt? Haben sie durch ihren Bericht größeren Schaden von der Volkswirtschaft abgewendet, oder haben sie ihn vielleicht vergrößert? Es geht hier nicht darum, diese Fragen zu beantworten, aber soviel ist sicher, mit Begriffen wie Anstand, Moral, Verlegerwillen oder Schutz von Bankinteressen kommt man der Lösung nicht näher. An solche Fragen muß man systematisch, mit einem wissenschaftlichen Anspruch herangehen, wenn man das Ja oder Nein einer solchen Veröf-

fentlichung wenigstens im Prinzip klären will. Und wo könnte dies angehenden Wirtschaftsjournalisten besser vermittelt werden als in einer Universität?

Bisher habe ich ausschließlich über den Wirtschaftsjournalismus als wissenschaftliche Disziplin gesprochen. Das ist aber nur die eine Hälfte der Medaille, da ist auch noch eine andere Seite: die akademische Grundausbildung der Wirtschaftsjournalisten in der Volks- und Betriebswirtschaftslehre.

Ich bin der festen Überzeugung, daß ein Wirtschaftsjournalist heute *ohne* eine solide, wirtschaftswissenschaftliche Ausbildung den gestellten Anforderungen nicht gerecht werden kann. Ich konzediere, daß es hier wie immer im Leben in Teilbereichen Ausnahmen gibt: Um es mal etwas überspitzt zu sagen, für den Kollegen bei einem Anzeigenblatt, der im Normalfall über die Eröffnung eines Schuhladens oder einer Kneipe berichtet, gilt das sicher nicht. Aber angefangen von den größeren Regionalzeitungen bis hin zu den bundesweiten Blättern, Zeitschriften, Magazinen, den elektronischen Medien, und vor allem auch bis hin zu den Presseabteilungen in den Unternehmen, Verbänden und sonstigen Organisationen der Wirtschaft, sollte bei der Einstellung eines Mitarbeiters nicht nur Erfahrung, sondern auch eine akademische Ausbildung gefordert werden. Im übrigen wird das ja heute zu einem guten, allerdings noch zu geringen Teil auch schon getan.

In den vergangenen Jahrzehnten ist die Arbeitsteilung in den Wirtschaften der Industrieländer gewaltig gewachsen; neue Märkte sind entstanden, neue Produkte und Dienstleistungen sind an den Markt gekommen. In vielen Bereichen der Wirtschaft sitzen heute Akademiker an Arbeitsplätzen, die früher von Lehrberufen eingenommen wurden. Bei einer bundesrepublikanischen Bank zum Beispiel sind

für Nichtakademiker nur noch drei Stellen offen: Fahrer, Pförtner, Sekretariat. Sowohl in der Linie wie auch in den Stäben arbeiten dort ausschließlich Akademiker. Ich glaube nicht, daß diese Entwicklung wieder zurückgedrängt wird. Schon dieser Hinweis mag genügen, daß der berühmte Informationsvorsprung der Journalisten, wenn es ihn denn je gegeben hat, doch arg im Schrumpfen begriffen ist, um es einmal vorsichtig zu formulieren.

Viele Journalisten haben daraus eine pfiffige Konsequenz gezogen: Ein jeder verfügt über einen mehr oder weniger großen Kreis von Informanten, denen er im wahrsten Sinne des Wortes Gehör schenkt. Gewiß kann kein Journalist auf Informanten verzichten. Er braucht sie wie das tägliche Brot zum Leben. Aber der Informant darf nicht die einzige Quelle seines Wissens darstellen. Es kommt meines Erachtens in der bundesdeutschen Presse aber viel zu oft vor, was das, daß einem Schreiber einge-flüstert wird, auch für bare Münze genommen wird. Ich kann mich des Eindrucks jedenfalls nicht erwehren, daß es oftmals daran mangelt, eine Information sachgerecht einzuordnen oder Interessenlagen zu erkennen.

Diese Worte klingen in ihrer Kürze scharf und vielleicht sind sie sogar ungerecht. Aber es gibt Beispiele, die das erhellen, was ich meine.

Es gibt etwa eine eigenartige Konstellation im Verhältnis deutscher Finanzjournalisten zur Bundesbank. Wollte man dieses mit einer Kurzformel charakterisieren, dann etwa so: Erstens, die deutsche Bundesbank ist sakrosankt, zweitens, Kritik an ihrer Politik ist nicht angebracht. Es ist bemerkenswert, wieviel Zuneigung deutsche Finanzjournalisten für die Politik der Bundesbank empfinden. Aber schlimmer ist, daß sie darum auch Kritiker des Noteninstituts – zum Beispiel aus dem wis-

senschaftlichen Bereich – einfach nicht zu Wort kommen lassen.

Jeder Journalist hat das Recht, ein Anhänger der Bundesbank zu sein, aber die für seine Arbeit notwendige kritische Distanz zum Objekt seiner Berichterstattung verlangt zumindest, daß er sich auch mit anderen Meinungen auseinandersetzt. Aber das ist zugegebenermaßen ein viel mühseliges Geschäft, als die bekannten Meinungen des Direktoriums oder des Zentralbankrates zu referieren. Verlangt es doch, daß man sich die Mühe macht, die manchmal allerdings wirklich komplizierten Gedankengänge zum Beispiel eines Professors für Geld, Kredit und Währung zu verstehen.

Wer darüber im Studium schon einiges gelernt hat und wer seine Lernphase mit dem Abschluß des Examens nicht abrupt für beendet erklärte, hat es da sicherlich um vieles leichter. Um nicht mißverstanden zu werden: Ein studierter Wirtschaftsjournalist muß nicht zwangsläufig zum Kritiker der Bundesbank werden, aber er kann deren Politik mit Sicherheit besser einordnen und werten als ein Kollege, der außer Erfahrung und vielleicht noch einer Banklehre nichts aufzuweisen hat.

Ein anderes, wirklich ärgerliches Beispiel möchte ich noch hinzufügen: Vor einiger Zeit berichteten Zeitungen mit Aufmachern und Kommentaren über die hohen Lohnkosten in der Bundesrepublik. Anlaß für diese Berichte war eine vergleichende Analyse des Bundesverbandes der Deutschen Industrie (BDI) über die Lohnkosten in den wichtigsten Industrienationen.

Das war eine wohlabgewogene Analyse, in der auch auf die Schwächen und die eingeschränkte Aussagekraft solcher Vergleiche hingewiesen wurde. Aber was haben die meisten Journalisten daraus gemacht: eine vehemente Anklage gegen das überhöhte Lohnniveau in der Bundesrepublik,

das eine Gefahr für die wirtschaftliche Zukunft unseres Landes darstelle und einmal mehr die mangelnde Wettbewerbsfähigkeit des Standort Bundesrepublik dokumentiere.

Den Einfluß der Wechselkursänderungen auf die Rangfolge in der Lohnskala haben die meisten noch verstanden und darauf in ihren Berichten hingewiesen. Aber kaum ein Autor hat sich die Mühe gemacht, auch einmal einen Blick auf die Entwicklung der Lohnquote in den vergangenen Jahren in der Bundesrepublik zu werfen. Niemand hat sich auch gefragt, wie es wohl komme, daß das Lohnniveau ausgerechnet in den wohlhabenden Ländern – in der Schweiz und in der Bundesrepublik – am höchsten und in den ärmsten Ländern – Griechenland und Portugal – am niedrigsten ist. So undifferenziert darf man an eine Sache nicht herangehen, es sei denn, man läßt sich den Vorwurf der Polemik gefallen.

Ein nicht minder eklatantes Mißverhältnis zwischen dem Wissensstand des Durchschnittsjournalisten und seinem Berichtsobjekt beobachte ich auch auf einem Markt, der in den vergangenen Jahren weltweit besonders expansiv gewachsen ist: die internationalen Finanzmärkte. Sicher gehört es zu den vornehmsten Pflichten der Journalisten, erst einmal darüber zu berichten, was sich auf diesen Märkten tut. Und ganz sicher gibt es heute auch hierzulande unter den Kollegen ausgezeichnete Spezialisten, die etwa den Euromarkt genauso gut kennen wie jeder Eurobanker.

Aber der Bankmanager hat eine ganz klare Interessenlage, er will in seinem Geschäft Gewinne erzielen und sonst nichts. Was für ihn gut ist, muß nicht zwangsläufig für die Allgemeinheit gut sein – man denke nur einmal an die verhängnisvollen Folgen der Indexspekulation an den Ter-

minmärkten in den Vereinigten Staaten im Oktober 1987.

Die komplizierten Arbitrageprogramme der Finanzhandelshäuser, die ausgefeilten Systeme zur Risikominderung großer Wertpapierportefeuilles, all das sind Produkte einer Garde wohlausgebildeter Betriebswirte und Informatiker in den Banken und Brokerhäusern.

Die internationalen Finanzmärkte sind seit den siebziger Jahren immer komplexer und abstrakter geworden. Während Finanzierungen früher unmittelbar an Transaktionen im güterwirtschaftlichen Bereich anknüpften und ihr Sinn damit leicht erkennbar war, gilt das heute nur noch in weit geringerem Maße.

Die Frage ist aber doch, ob dieser Bereich der Wirtschaft heute ein Eigenleben führt, ob sich die Finanzmärkte zu einem finanziellen Überbau entwickelt haben und die Verbindung zur realen Wirtschaft mehr und mehr verloren ging, oder ob die Deregulierung der Finanzmärkte insgesamt als ein Schritt zur Weiterentwicklung der Volkswirtschaften zu betrachten ist.

Man kann das auch anders formulieren: Sind die Finanzmärkte nur noch ein Hort der Spekulation, der der Bereicherung von einzelnen dient, oder tragen sie zur Mehrung des gesamtwirtschaftlichen Wohlstandes bei?

Ein Finanzjournalist muß sich bei seiner täglichen Arbeit gewiß nicht mit diesen Fragen herumquälen. Aber er sollte doch über das Rüstzeug verfügen, das ihn einer Antwort auf diese Frage näher bringen könnte. Vielleicht noch wichtiger ist, daß er überhaupt ein Interesse an einer solchen Fragestellung hat.

Aus journalistischer Sicht genügt es meines Erachtens nicht, zu wissen, wie etwas funktioniert, wie etwas an den Märkten abläuft. Man muß das Treiben dort in einem größeren Zusammenhang sehen, es

analysieren und kommentieren können. Wo könnte man das besser lernen als an einer Universität?

Aber diese Fähigkeiten sind nach meinem Gefühl bei deutschen Journalisten noch etwas unterentwickelt. Wenn ich zum Beispiel die täglichen Berichte in den Zeitungen über Börsen, Finanz- und Warenmärkte lese – zwangsläufig muß ich das schon aus beruflichen Gründen tun –, dann frage ich mich so manches Mal, ob das dort Geschriebene jemand noch nachvollziehen kann.

Wenn zum Beispiel an einem Tag die Erwartung eines höheren amerikanischen Defizits im Außenhandel die Kurse am Aktienmarkt gedrückt hat und am nächsten Tag das „überraschend niedrige“ Defizit auch als Begründung für die weiter gesunkenen Kurse herangezogen wird, dann muß man fragen, was von solchen Argumenten wohl zu halten ist, worin der Informationsgehalt für den Leser liegt? Sicher, Börsianer haben das Recht, sich ihre eigene Meinung über die Gründe für diesen oder jenen Kursverlauf einer Aktie oder einer Commodity zu bilden, und sei das Argument auch noch so abstrus. Aber, warum haben Journalisten keine Hemmungen, diesen Unsinn ungefiltert

zu veröffentlichen? Bestenfalls mag man das ihrer Bequemlichkeit zuschreiben.

Ein gewiß verbesserungswürdiger Teil der journalistischen Arbeit sind genauso die Bilanzbesprechungen von Unternehmen. Wie oft wird da einfach der von den Firmen vorbereitete Waschzettel abgeschrieben, obwohl ein etwas gründlicheres Studium des Geschäftsberichtes zu genaueren, manchmal sogar anderen Erkenntnissen über die wirtschaftliche Lage des Unternehmens führen würde.

Oft spielt gerade in diesen Fällen der große Zeitdruck unter den Journalisten eine große Rolle, so daß dieser Vorwurf etwas ungerecht ist. Aber vieles hängt auch von dem ab, was man einmal gelernt hat. Und wer weiß, bei welchen Bilanzpositionen er nachschauen muß, um Wesentliches zu erfahren, kommt halt schneller voran als der, der den Geschäftsbericht von vorn bis hinten durchhackern muß.

Die Arbeit der Wirtschaftsjournalisten ist zum großen Teil Handwerk, für das ein Studium der Wirtschaftswissenschaften und das Studium des Wirtschaftsjournalismus sicher nicht erforderlich ist. Aber, wer nur das Handwerk gelernt hat, ist genauso sicher noch kein Wirtschaftsjournalist. Meine Ausführungen haben das hoffentlich deutlich gemacht.